

Der Christ und die Gestalt der heutigen Welt

Von Friedrich Wulf S. J., München

Woher kommt es, daß der Christ sich heute so mächtig für die Welt interessiert? Was ist eigentlich geschehen, daß sie seine Aufmerksamkeit und Überlegung so stark in Anspruch nimmt? Eine erste Antwort darauf ist die, daß die Welt selbst im augenblicklichen Stadium ihrer Entwicklung und in ihrer heutigen Gestalt uns vor ganz neue Aufgaben und Probleme stellt.

Zunächst einmal hat sich unser naturwissenschaftliches Weltbild in den letzten Jahrhunderten gewandelt. Offenkundiger und für die meisten Menschen zwingender sind die Veränderungen, die im äußeren Gefüge der Welt durch die moderne Technik hervorgerufen wurden. Beides ist nicht ohne Rückwirkung auf den Menschen geblieben. Hatten der Aufschwung der Naturwissenschaften und die Entwicklung der Technik auf der einen Seite einen Daseins- und Fortschrittsoptimismus zur Folge, so wuchs doch auf der anderen Seite in tieferen Schichten der Seele auch die Ratlosigkeit und Unsicherheit dieser Welt der Technik gegenüber. Niemand weiß, wie es weitergeht und vor welche Überraschungen wir noch gestellt werden. Es ist so, als hätten die einmal entbundenen Kräfte der Natur die Führung an sich gerissen und bestimmten mit immanenter Folgerichtigkeit das zukünftige Schicksal der Welt. Jedenfalls ist die Handlungsfreiheit des Menschen ihnen gegenüber sehr beschnitten. Dazu kommt noch ein weiteres: Die Grenzen, die Länder und Völker voneinander trennten und ihnen immer noch ein relatives Eigenleben bewahrt hatten, fallen mehr und mehr. Die Welt tritt in eine globale Phase ein. Das ist nicht nur von politischer und wirtschaftlicher, sondern auch von geistig-kultureller Bedeutung. Kulturen und Religionen begegnen und mischen sich mehr als bisher. Eine Fülle neuer Erkenntnisse geographischer, ethnologischer und religionswissenschaftlicher Art steht dem Einzelnen offen. Die Literatur der Völker wird zum Gemeingut aller. Der Horizont und das Selbstbewußtsein der Menschheit wächst. Aber auch ihre Orientierungslosigkeit nimmt zu. Alte Wahrheiten scheinen in Frage gestellt, neue tauchen auf. Die geistige Welt gleicht einem Wirrwarr. Viele finden sich darin nicht mehr zurecht. Die Fülle erdrückt sie. Die Maßstäbe sind ihnen entfallen. Eine allgemeine Skepsis ist die Folge.

So ist also die Daseinserfahrung des Menschen in der heutigen Welt durch zwei gegensätzliche Stimmungen gekennzeichnet: durch ein erhöhtes irdisches Wertbewußtsein auf der einen, durch Ungeborgenheit, ja Angst auf der anderen Seite. Die irdischen Dinge und Ordnungen haben für ihn an Gewicht zugenommen, aber sie beunruhigen ihn auch mehr und überführen ihn seiner Ohnmacht. Die Erde in all ihren Bereichen ist ihm in neuer Weise zum Erlebnis und zur Aufgabe geworden, aber sie entbirgt ihm auch in erhöhtem Maße ihre Fragwürdigkeit und Gefährlichkeit. Er bewundert die Welt und fürchtet sie, er gibt sich ihr hin und flieht sie.

In dieser Situation findet sich nun auch der Christ vor. Er kann sich dem gemeinsamen Schicksal der Menschheit nicht entziehen. Ja, dieses Schicksal ist ihm sogar

ein Ruf Gottes. Er muß auch als Christ die Welt ernster nehmen, als das frühere christliche Generationen getan haben. Er wird aber auch unter der Welt mehr leiden, als das früher der Fall war. Die Welt ist ihm darum heute in besonderer Weise zu einem Problem, aber auch zugleich zu einer christlichen Aufgabe geworden. Dieses Problem und diese Aufgabe in der Welt und für die Welt sind aufs engste mit seinem persönlichen religiösen Leben verknüpft. Selbstheiligung und Weltheiligung lassen sich heute weniger denn je voneinander trennen, ja sie fallen für uns bis zu einem bestimmten Grade sogar zusammen. Nicht nur meine sittlichen Pflichten haben es mit der Welt zu tun; selbst mein Gebet im innersten Raum der Seele, mein ganz persönlicher Umgang mit Gott, stehen, wenn sie echt sind, im Zeichen der Bewältigung und Erlösung der Welt und haben damit immer zugleich ein apostolisches Gepräge. Es versteht sich von selbst, daß die Frage nach der Welt vor allem eine Frage des Weltchristen ist und ihre Beantwortung darum ein gutes Stück Laienfrömmigkeit bedeutet. In zweifacher Weise scheint nun die Welt in ihrer heutigen Gestalt dem Christen als Problem und als Aufgabe gegenüberzustehen: einmal als säkularisierte Welt und zweitens als Welt der Technik.

I.

Man spricht so gern von dem Säkularisierungsprozeß, der mit dem Beginn der Neuzeit, also etwa im 16. Jahrhundert, eingesetzt und heute seinen Höhepunkt erreicht habe. Wir haben hier nicht den geschichtlichen Vorgang im einzelnen zu untersuchen, der sehr kompliziert ist, noch die Schuldfrage zu stellen, die von klerikaler Seite meist zu einfach und kurzschlüssig beantwortet wird. Die Tatsache als solche ist nicht zu leugnen. Die moderne Welt ist gott-los geworden, nicht in erster Linie im Sinne eines kämpferischen Atheismus, sondern viel gefährlicher in dem Sinne, daß Gott in der Welt, wie wir sie täglich erleben, nicht mehr zu Hause, nicht mehr anwesend ist. Einer mittelalterlichen Stadt oder Landschaft und noch den katholischen Städten und Gegenden des 16. und 17. Jahrhunderts konnte man es ansehen, daß Gott in ihnen wohnte. Die vielen Kirchen und Kapellen, die Mariensäulen und Wegkreuze, die Heiligen über den Portalen der Häuser, an Brunnen und Brücken waren aus einem lebendigen Glaubensbewußtsein erwachsen; sie bezeugten den Christen jener Zeit darum die Anwesenheit Gottes. Der Rhythmus des zivilen Lebens und das Brauchtum waren von religiösem Geiste geprägt. Anders heute. Zwar stehen noch die alten Kirchen und neue werden hinzugebaut. Aber sie stehen nicht mehr im spontanen Bewußtsein des heutigen Christen. Wenn er z. B. sagt: ich gehe in die Stadt, dann denkt er ausschließlich an profane Dinge. Die Stadt ist ihm der Inbegriff von Welt ohne Gott. Er geht vielleicht noch jeden Sonntag zur heiligen Messe, aber wenn er werktags an einer Kirche vorüberkommt, achtet er nicht mehr darauf; nur selten sieht man jemand noch den Hut ziehen. Das braucht nicht notwendig ein Zeichen von Gleichgültigkeit, noch viel weniger von Glaubenslosigkeit zu sein. Der Mensch ist so von Welt umgeben, daß die religiösen Assoziationen ausbleiben. Die Räume, in denen er den größten Teil des Tages zubringt, die Straße, die Bahn, der Betrieb, das Hotel oder Gasthaus, der Sportplatz, die Unterhaltungs- und Vergnügungsstätten (sie brauchen gar nicht schlecht zu sein) kennen Gott nicht; sie alle haben mit Religion so gut wie nichts mehr zu tun.

Dementsprechend stößt der Mensch im bürgerlichen Leben auch kaum noch auf die Spuren der Gegenwart Gottes. Die Auslagen in den Geschäften, die Programme der Veranstaltungen, die öffentlichen Kundgebungen, die Menschen, denen man begegnet, die Gespräche, die man erlauscht oder selbst führt: das alles ist Welt, pure Welt. Nichts kündigt von Gott und wenn Zeitungen oder Illustrierte von ihm, von kirchlich-religiösen Dingen berichten, dann steht es so unzusammenhängend und wie zufällig oder sogar geschmacklos mitten unter weltlichen Nachrichten und Bildern, daß der Leser es fast notwendig mit weltlichen Augen liest und sieht. Die Atmosphäre der gott-losen, gott-freien Welt legt sich wie ein feiner Staub auf die Seele, sie erfüllt alle Kammern und Ritzen des Bewußtseins, so daß der Mensch von sich aus kaum auf den Gedanken an Gott kommt und darum im zivilen Leben auch selbst ganz „Welt“ ist.

Neben dieser welthaften Welt, wie wir sie nennen können, gibt es nun noch eine andere: die religiös-kirchliche Welt. Sie ist so ganz anders als die erste. Sie unterscheidet sich in fast allen Stücken von der welthaften Welt. Schon der Kirchenraum macht das für gewöhnlich klar. Man merkt es ihm gleich auf den ersten Blick an: er stammt aus einer anderen Zeit, aus einem anderen Lebensgefühl. Den welthaften Menschen mutet er – wenigstens von seinem verweltlichten Bewußtsein her – eigentümlich, fast wie ein Totenhaus an, und bisweilen fürchtet er sich, allein in ihm zu sein. Der gläubige Christ ist zwar an die Ausdrucksformen des kirchlich-religiösen Lebens gewöhnt, aber das hebt die Tatsache nicht auf, daß diese Formen durch eine Kluft von den Formen und Konventionen der modernen Welt getrennt sind. Man denke nur an die Zeremonien der Gottesdienste und die priesterliche Gewandung, an die Sprache der offiziellen kirchlichen Verlautbarungen und den Stil der Verkündigung, an Kleidung und Gebräuche der Ordensleute, an die feste Begriffs- und Bilderwelt der asketischen Überlieferung und die monastischen Vorstellungen von einem vollkommenen Leben. Manchmal springt der Gegensatz zwischen kirchlicher und welthafter Welt geradezu in die Augen, so wenn eine Prozession durch die Straßen einer Großstadt zieht oder ein Weltkind zufällig einmal mit dem Sprachschatz und Briefstil eines beschaulichen Nonnenkonventes Bekanntschaft macht. Das alles ist hier nicht kritisierend aufgezählt, sondern rein sachlich registriert. Was wir sagen wollen, ist dies: Kirche und Welt fallen in unserer Zeit in fast allen Äußerungen ihres Lebens fast radikal auseinander. Je länger es wurde, daß die Welt sich von der Kirche emanzipierte und ihre eigenen Wege ging, um so stärker verselbständigte und verfestigte sich auf vielen Gebieten die kirchlich-religiöse Formenwelt, um so offensichtlicher traten dementsprechend die Gegensätze zwischen beiden Welten hervor. So haben wir denn heute auf der einen Seite weitvorangetriebene, bis ins einzelne differenzierte Wissenschaften, in denen der menschliche Geist seinen ganzen Scharfsinn niedergelegt hat, wir haben ein äußerst vielfältiges kulturelles Leben, das bei allem Durchschnittlichen und Minderwertigen auch echte menschliche Größe offenbart, wir haben die eigengesetzliche Welt der Technik, profane Berufe, Spiele, Erholungen, hochmoderne Betriebe, Gebäude, modische Kleidung, typische Umgangsformen, Ausdrucksweisen und Redensarten – und daneben, ohne Zusammenhang mit all dem, was die welthafte Welt zur Erscheinung bringt, die biblische Welt, die Liturgie, die Theologie mit

ihrer Begrifflichkeit, kirchliche Institutionen, das Kloster- und Ordenswesen, eine religiös-kirchliche Sprache und in allem einen eigenen Stil. Der Christ lebt darum in zwei Welten, die in der Reflexion deutlich voneinander unterschieden sind. Er hat sich daran gewöhnt, von der einen in die andere hinüberzuwechseln, unvermittelt und ohne Übergang. In der kirchlichen Welt verhält er sich religiös und in der profanen welthaft.

In diesem halb bewußten, halb unbewußten Zwiespalt des heutigen Christen liegt sowohl für die Christlichkeit seines Lebens und Arbeitens in der Welt wie auch für die Echtheit und personale Tiefe seiner Frömmigkeit die allergrößte Gefahr. Denn er trägt zwei Welten in sich, die sich nur wenig durchdringen. Es ist sehr bequem, in der welthaftern Welt wie der Nichtchrist und der Nichtkatholik zu leben, alles mitzumachen, keine Skrupel zu haben, sich nicht an Gott erinnern zu lassen. Das Gewissen wird dabei allmählich eingeschläfert, man paßt sich der Welt (oft auch der sündhaften Welt) an, man spürt nicht mehr den notwendigen Gegensatz des christlichen Glaubens, der Lehre des Evangeliums zu den rein irdischen Gesinnungen, die den Menschen der Welt beherrschen, man denkt und handelt (wenn nicht gerade sündhaft, so doch) naturhaft, selbstsüchtig, weiß nichts mehr von Demut, Selbstüberwindung, Verzeihen und einer Erlösung durch das Kreuz, sucht Karriere zu machen, sein Leben zu sichern und sich durchzusetzen. Kommt dann ein Unglück über den Menschen: Schmerz, Krankheit, Verlust der Lieben, Erfahrung von Unrecht, Zurücksetzung, Einsamkeit, dann bricht ein völliges Dunkel über ihn herein, dann weiß er mit seiner Situation nichts mehr anzufangen, ihr keinen Sinn mehr abzugewinnen, wird niedergeschlagen, mutlos, zornig, verzweifelt, hadert mit sich, mit den Mitmenschen, mit den nächsten Angehörigen und natürlich auch mit Gott, will alles über Bord werfen und kann nicht mehr glauben. Denn in diesem Augenblick findet er keine Brücke zur kirchlichen Welt, in der er seinen Glauben ausübt, seine Religion betätigt. Und diese kirchliche Welt ihrerseits wirkt nicht genügend in die welthafte Welt zurück. Jetzt erst zeigt sich, daß sie etwas Unlebendiges, Unwirkliches an sich hat, daß sie mehr vom Gefühl getragen ist als von der Einsicht und der Entscheidung des gläubigen Herzens. Die religiöse Formenwelt des Durchschnittschristen ist entweder einfach übernommen, wird nicht von innen vollzogen und hat darum keine Kraft, oder aber sie ist nur eine irrealer Wunsch- und Traumwelt für das religiöse und fromme Gemüt. Man liebt bestimmte Kirchen und Kapellen, die Liturgie, diesen oder jenen Prediger, hat seine Gebete und Lieder, Bilder und Statuen, Andachten und Wallfahrten. Darin begegnet man seinem Gott, dem Gott, den man sich wünscht, der nicht mehr richtet, sondern bestätigt, nicht mehr prüft, sondern beschützt und sichert.

Das alles ist nun überscharf gezeichnet. Aber nur so läßt sich die Doppelgleisigkeit unseres Lebens, die durch die völlige Säkularisierung der modernen Welt gegeben ist, deutlich machen. Wir alle teilen dieses Schicksal, in verschiedenem Grade. Was müssen wir dagegen tun? Wie können wir den damit gegebenen Täuschungen und Gefahren begegnen?

Das erste ist, daß wir das Problem als solches sehen und spüren und darunter leiden. Viele Christen wollen aus dem Zwiespalt und der Unwahrhaftigkeit gar nicht mehr heraus, weil sie sonst ihr Leben ändern müßten, weil sie sich vor sich

selbst fürchten, vor der Erkenntnis ihrer wahren Intentionen, vor der bitteren Entdeckung ihrer zahlreichen Armseligkeiten. Sie suchen darum den Zwiespalt zu verdecken und den status quo, bewußt oder unbewußt, als das Selbstverständliche und sogar Geforderte hinzustellen. Sie reagieren darum instinktiv gegen alles, was sie aus dem labilen Gleichgewicht, in das sie ihr Leben mühsam gebracht haben, herausreißen könnte. Sie protestieren schon dagegen, wenn in Politik und Wirtschaft, im Zusammenspiel der Sozialpartner und in der Geschäftspraxis, im geistigen und kulturellen Leben, in Schule und Lehrerausbildung von christlichen Grundsätzen die Rede ist. Sie werden nicht gern im Betrieb und auf der Straße, in Gesellschaft und Familie, in der Interessengruppe oder in der Freizeit durch ein Wort oder ein Zeichen an die religiöse Welt erinnert. Und umgekehrt wollen sie auch nicht, daß die Welt ihres Alltags, also ihre eigentliche Welt, allzu sehr und deutlich in die religiös-kirchliche Welt eindringe. Sie sträuben sich gegen eine moderne Bauweise und die Verwendung von Industrieformen im Kirchenraum, gegen eine künstlerische Ausgestaltung desselben, die das tiefste Geheimnis des christlichen Lebens, Altar und Eucharistie, mitten unter das Volk stellt und zur Gegenwart werden läßt, weil das alles ihre religiöse Wunsch- und Traumwelt zerstören könnte. Eine solche Einstellung macht die Überwindung der Kluft zwischen Kirche und Welt von vornherein unmöglich.

Anders, wenn einer innerlich bereit ist, zu sehen, wie es ist. Aus der klaren Einsicht in den wahren Sachverhalt der christlichen Situation von heute ergibt sich nicht nur die Aufgabe, die wir als Christen in einer säkularisierten Welt zu leisten haben, sondern werden auch Mittel und Wege sichtbar, diese Aufgabe zu erfüllen. Schauen wir also einmal genau zu, wie die Dinge liegen. Die Welt, in der wir uns vorfinden, mit der wir täglich umgehen, von der wir erfüllt sind, hat ein doppeltes Gesicht. Sie ist einmal ohne Zweifel voller Sünde, – nicht nur in dem Sinn, daß in ihr tatsächlich viel gesündigt wird, sondern auch in dem Sinn, daß die Sünde in ihr eine objektive, zuständige Gestalt angenommen hat. Man spricht von Objektivationen der Sünde, d. h. man kann die Sünde sehen, spüren, erleben an objektiven Gebilden, Einrichtungen, am Gebaren der heutigen Welt. Die Sünde ist eine Macht, die beherrscht, ein Reiz, der verlockt, ein Bazillus, der sich überträgt, ein Gift, das um sich greift. Man denke nur, um von den primitivsten und offensichtlichen Anreizen zur Sünde zu schweigen, an die Macht der öffentlichen Meinung, die das Gewissen der Menschen beeinflußt und ihr Handeln bestimmt; an gesellschaftliche Konventionen in Fragen der Ehe, der Begegnung von Mann und Frau, des Familienlebens und der Kindererziehung; an die allgemein üblichen Praktiken des politischen und wirtschaftlichen Lebens, die bedenkenlos das Gesetz des Stärkeren verkünden, die Täuschung und Bestechung als selbstverständlich ausgeben. Von tausend kleinen Dingen werden wir täglich infiziert, verwirrt, in die Irre geleitet, zu unchristlichem Denken verführt, ohne daß wir es recht merken. Niemand bleibt von der Beeinflussung durch die sündhafte Umwelt verschont, ist gegen schiefe Urteile und halb wahre Meinungen gefeit. Die Gefahr, dem Sog, der von der objektiven Sünde ausgeht, zu erliegen, ist heute um so größer, als der Mensch aus Gründen der Selbstbehauptung geradezu gezwungen ist, sich den schnell wechselnden Situationen seines Lebens immer wieder anzupassen. Es ist aber sehr schwer, sich von einem einmal

angenommenen sittlichen Fehlurteil oder einer selbstverständlich gewordenen, lange geübten sündhaften Haltung wieder frei zu machen. Eine der dringendsten christlichen Forderungen der Gegenwart ist darum ein waches und klares Gewissen, die Unterscheidungsgabe zwischen dem Geist dieser Welt und dem Geist des Evangeliums. Es ist erschreckend, in welchem Ausmaß das Gewissen vieler Christen eingeengt ist, weil sie nicht mehr zu unterscheiden vermögen oder weil sie nicht mehr die Kraft und den Willen haben, sich von ihrer Umwelt abzusetzen. Allerdings ist es bei der weitgehenden Auflösung der natürlichen soziologischen Ordnungen und der damit gegebenen Fülle an Einzelsituationen oft nicht leicht, zu entscheiden, ob in diesem oder jenem Fall etwas erlaubt und unter Umständen sogar (wenigstens von der Klugheit) geboten ist. Soweit es sich um Dinge handelt, die an sich indifferent sind, – und das ist im täglichen Leben sehr häufig der Fall –, läßt sich in unserer Zeit durch allgemeine Vorschriften nichts mehr ausrichten. Darum sind auch scharfe Attacken von der Kanzel herunter in bezug auf Mode und ähnliches meist verfehlt, weil sie den sehr differenzierten Sachverhalt nicht treffen. Entscheidend ist letztlich, ob es gelingt, das Gespür für den Geist Jesu Christi zu wecken, den Geist der Armut, der Demut, der Keuschheit, des Kreuzes und der Liebe.

Es wäre aber zu kurzichtig, würde man in der Gestalt der heutigen Welt nur ein Überhandnehmen der Sünde sehen. Die Säkularisierung der modernen Welt, ihre oben beschriebene Gottlosigkeit und scheinbare Gott-ferne hat auch ihre legitime Seite. Wenn Gott den Menschen den Auftrag gegeben hat, sich die Erde untertan zu machen, dann hat er auch gewollt, daß die Welt an Gewicht und Bedeutung für ihn, für sein Bewußtsein und sein Leben zunimmt, je mehr er sie entdeckt und die in ihr liegenden Kräfte entfaltet. Jedem, der in einem weltlichen Beruf steht: dem Wissenschaftler, dem Techniker wie dem einfachen Mann, der einen guten Teil seiner geistigen, seelischen und körperlichen Kräfte für die Arbeit an und in der Welt einsetzt, kann diese nicht mehr gleichgültig sein. Je differenzierter sein Werk ist, desto mehr lebt und webt er mit dem ganzen Menschen darin. Damit ist aber noch eine andere, für uns sehr wichtige Erfahrung verbunden. Dem heutigen Menschen ist durch eine Fülle von Entdeckungen, Erkenntnissen und Experimenten die Welt weiter, großräumiger, abgründiger, man möchte sagen unbegrenzter in all ihrer Begrenztheit geworden, gleichzeitig damit aber Gott um so ferner. Von einer schlichten und andächtigen Naturbetrachtung ist der Schritt zu Gott und seinem Herzen leichter als vom Experiment des Naturwissenschaftlers oder der angestrengten, mühevollen Arbeit eines Arbeiters in einem modernen, hochkomplizierten Fabrikbetrieb. Solange man Welt und Weltarbeit gleichsam noch mit einer Hand umfassen konnte, hatte für den gläubigen Christen die Glaubenswelt ein solches Übergewicht, stand sie so sehr im Vordergrund seines Bewußtseins, daß ihm eine Vertrautheit mit Gott eigen war. Gott stand für ihn mitten in der Welt als ihr Schöpfer; alles wies auf ihn hin. Nachdem aber aus dem knappen Dutzend weltlicher Berufe einige Tausend geworden sind, und man die natürliche Apparatur der Welt wie das Innere einer Uhr näher kennengelernt hat, ist diese Welt weitgehend ihres innersten und göttlichen Geheimnisses entkleidet worden. Wenn der Mensch auf sie lauscht, dann spricht sie nicht mehr von ihrem göttlichen Ursprung, sondern ruft in einem fort: Ich, Ich, Ich!

Das ist eine Tatsache, die mit Sünde zunächst noch nichts zu tun hat. Zwar birgt sie die Gefahr, daß der Mensch sich im Labyrinth der Welt und ihrer verwirrenden Vielfalt verliert und überhaupt nicht mehr zu Gott findet. Aber das ist kein Grund, die säkularisierte Welt wie einen Pestkranken zu meiden. Im Gegenteil: unser ewiges Heil, das mit dem Gesamtschicksal der Welt verknüpft ist, verlangt geradezu, daß wir die der Menschheit anvertraute Aufgabe in der Welt und an der Welt zu Ende führen. Jetzt, wo diese Aufgabe in ein entscheidendes Stadium getreten zu sein scheint, dürfen wir Christen uns am allerwenigsten von ihr zurückziehen. Was besagt das für unsere Frömmigkeit, insbesondere für die Laienfrömmigkeit? Der in der Welt und in der Weltarbeit stehende Christ wird nicht nur die natürliche Gottlosigkeit und Gott-ferne unserer Zeit auf sich nehmen müssen, er wird auch mit der Gottlosigkeit der sündigen Welt mehr als früher in Berührung kommen. Das bringt eine doppelte Einsamkeit mit sich, die bisweilen sehr schmerzlich empfunden wird. Es kann für den Christen in der heutigen Welt äußerst niederdrückend sein, nicht nur in einer ständigen Diaspora zu leben, sondern auch seinen Weg fern von Gott gehen zu müssen. Er kommt sich dabei verlassen und wie auf verlorenem Posten vor. Aber die gleiche Situation, die ihn mutlos machen möchte, kann für ihn auch ein Antrieb sein, ihn hochgemut stimmen. Denn sie zeigt ihm eine hohe Aufgabe an, die seinem Leben einen einzigartigen Sinn verleiht. Ihm kommt es zu, Gott in der säkularisierten Welt wieder anwesend zu machen; nicht in erster Linie durch sein Wort oder durch sein missionarisches Tun, sondern ganz einfach durch sein schlichtes christliches Dasein. Diese erste christliche „Tat“ wird sein Bewußtsein und seine Frömmigkeit entscheidend mit prägen. Je mehr er unter „Ungläubigen“ wohnt, in einer „weltlichen“ Atmosphäre arbeitet, von „Welt“ umgeben ist, um so deutlicher wird sich ihm die Größe und Dringlichkeit seiner Sendung aufdrängen. Er soll nicht zu viel von Christentum sprechen und keine frommen Reden halten, er soll keinen falschen Bekehrungseifer an den Tag legen, noch viel weniger dauernd tadeln und nach Reformen rufen. Er soll zunächst einfach „da“ sein, als Mensch und als Christ. Er braucht seinen Glauben nicht zu verheimlichen; im Gegenteil: er soll ihn offen und mit allen Konsequenzen leben. Er hat nicht nötig, sich dafür zu verteidigen, er wird sich aber auch niemandem aufdrängen. Er ist einfach da, unaufdringlich, absichtslos, trotzdem aber unmißverständlich und nicht zu übersehen. Er ist auch jederzeit für andere da, für alle, – wenn sie ihn rufen und ihn brauchen. So macht er Gott durch sein bloßes Dasein gegenwärtig, wohin immer er kommt. Darin besteht das grundlegende Apostolat, das der Laie kraft der ihm gegebenen Sendung auszuüben hat. Vielleicht ist es auch das wirksamste, wirksamer als das unmittelbare und zweckgerichtete apostolische Tun, so unentbehrlich dieses auch ist. Er muß nur an die Macht des gegenwärtigen Gottes glauben, er muß Geduld haben, Atmosphäre schaffen und den Geist des lebendigen Gottes: Friede, Freude, Keuschheit, Lauterkeit, Selbstlosigkeit, Liebe und Güte ausstrahlen. Es wird für die Durchdringung der welthaften Welt mit christlichem Geist und für die Rückgewinnung der in der Gottferne lebenden Massen entscheidend darauf ankommen, wieviele solcher Christen es gibt, die mitten in der Welt Gottes Dasein und Gegenwart glaubhaft machen und seinen Geist bezeugen.

Nicht jeder Fromme tut das, mag seine Frömmigkeit im übrigen noch so aufrichtig

sein. Es gibt eine pietistische Frömmigkeit, zu der der weltläufige Mensch unserer Tage keinen Zugang mehr findet. Sie ist zu sehr eine Sache des Einzelnen und seines von Gott ergriffenen Herzens und hat zu wenig mit der Welt im ganzen wie auch ihren einzelnen Bereichen, Aufgaben und Anliegen zu tun, als daß sie Gott als da-seiend und gegenwärtig in eben dieser gott-losen Welt glaubhaft bezeugen könnte. Wer heute Zeugnis ablegen will für den lebendigen Gott, der muß zuvor die Räume dieser Welt – wenigstens im Geiste – abgeschritten sein, der muß etwas von der Gott-leere, die sie ausstrahlen, eingeatmet haben, der muß Gott auf den Straßen seines Lebens: im Beruf, in der Begegnung mit Menschen, in den großen Katastrophen und den geistigen Bewegungen unserer Zeit gesucht haben, bis er ihn fand. Erst dann wird man ihm glauben. Ein solcher Christ wird nicht so schnell wie der „Fromme“ Gott unmittelbar und direkt bemühen, weil er ihn nicht so unmittelbar und direkt am Werk sieht wie jener. Er macht Ernst mit dem Satz des Thomas von Aquin, daß Gott für gewöhnlich durch die *causae secundae*, die geschöpflichen Zweitursachen, wirke. Er sucht darum Gott nicht nur in seinem gnadenhaften Wirken, wie es im übernatürlichen Leben des einzelnen und der Kirche zum Ausdruck kommt, sondern auch in eben diesen Zweitursachen, das heißt aber in „allen (geschaffenen) Dingen“ (Ignatius von Loyola), in den Gesetzen *ihrer* Seins und *ihrer* Wirkens. Die Dinge selbst in ihrer Eigengesetzlichkeit: ihrer Vielfalt und Differenziertheit, ihrer Macht und Gefährlichkeit, ihrer Schönheit und Disharmonie, ihrer Ruhe und Bewegtheit sprechen ihm von Gott, dem hellen und beschenkenden, dem dunklen und rätselhaften, und auch die scheinbare Gott-leere der Welt wird ihm zum Zeichen seiner Größe und Erhabenheit, die nicht mit Menschenmaßen zu messen sind. Seine Frömmigkeit wird darum den Eindruck des Nüchternen und Unpathetischen, ja fast Profanen machen. Mit frommen Worten ist er sehr sparsam, nicht weil sein Herz unffromm wäre, sondern weil ja auch Gott sich hinter seinen Werken immer mehr verborgen hat. Die hohen Worte sind ihm zu heilig, als daß man sie so alltäglich aussprechen dürfte. Und auch vor dem Wort Tugend hat er eine große Scheu, wenn sie wirklich als jene Haltung genommen wird, die letztlich mehr Gnade als menschliches Tun bedeutet. Wo andere schon von christlicher Liebe sprechen, fordert er zunächst einmal Takt und menschliche Anständigkeit und jenes selbstverständliche Helfen, auf das bei dem Zusammenspiel der verschiedenen Berufe heute jeder angewiesen ist. Wie bescheiden können Menschen oft sein, obwohl sie auf ein großes Werk hinweisen können, an dem sie mit der Hingabe ihrer ganzen Kraft gearbeitet haben. Nicht erst die christliche Demut, sondern schon die Dinge selbst fordern ihnen diese Haltung ab. Je intensiver und verantwortungsvoller sich der Mensch mit ihnen beschäftigt, um so deutlicher kommt ihm die Grenze und Gefährdung seines Wissens und Könnens zum Bewußtsein. Ehrlichkeit, Treue, Hingabe, Anspruchslosigkeit sind seine Grundtugenden, und vor der so viel besprochenen, aber höchst unklaren Verchristlichung der weltlichen Berufe steht ihm zunächst einmal die Sachgerechtigkeit.

Ist das aber nicht eine zu natürliche Religiosität, die die christliche Botschaft in ihrer Notwendigkeit und Würde entwertet? Wenn damit alles gesagt wäre, ja – oder vielleicht. Aber so ist es nicht gemeint. Wir haben hier nur das vordergründige Bewußtsein jenes Christen beschrieben, der Gott in dieser säkularisierten Welt glaubhaft bezeugt, sozusagen den untersten Saum seiner Frömmigkeit, der die Erde

berührt. Der vom christlichen Glauben getragene und erfüllte Mensch wird in der Schöpfung mehr sehen als nur das Werk des Schöpfers. Sie ist ihm auch die Welt Jesu Christi, jene Welt, in die Christus durch Annahme einer menschlichen Natur eingetreten ist und die er die seine nennt. Es ist die erlöste Welt, der sich Gott wie seinem eigenen Sohn zuneigt, auch und gerade in ihren Wunden. Zwar hat Christus diese Welt in seinem Tode und seiner Himmelfahrt wieder verlassen. Er hat sie noch nicht mitgenommen in die offenbar gewordene Herrlichkeit des Vaters; darum seufzt sie noch und liegt in Wehen bis zur Stunde (Röm 8, 22). Aber in der Gnade, in seinem Leibe, der Kirche, in seinen Brüdern lebt er auch weiter noch in ihr. Durch seine lebendige Gegenwart bleibt sie ein für allemal die in seinem Blute geheiligte Welt. Darum können auch alle Dinge und Ereignisse dieser Welt zum Ausdruck seiner lebenspendenden Gegenwart werden und am innersten Geheimnis seines Lebens, an seinem Tode und seiner Auferstehung teilnehmen. Von hierher ergibt sich eine Fülle von Möglichkeiten für die Verchristlichung unseres weltlichen Bewußtseins. Es ist nicht nur ein frommer Gedanke und bedeutet kein spielerisches Hineininterpretieren, wenn man alles Sterben in der Welt, alle Zusammenbrüche und Verfallserscheinungen in ihr in Zusammenhang mit dem Tode Christi bringt, ebenso aber alles Lebendige mit seiner Auferstehung. Die Verfinsterung der Sonne in der Stunde seines Todes und das Bersten der Felsen haben ihre Fortsetzung auch in unserer Zeit. Und nicht nur in den geheiligten Elementen der Sakramente erfährt die Auferstehung ihre bildhafte und gnadenwirkende Darstellung. Ob und wie weit die seit dem Erlösungstode Christi in der Welt liegenden Möglichkeiten allerdings für uns und für die Welt selbst fruchtbar gemacht werden, hängt entscheidend von uns ab. Indem wir die Dinge lieben und zugleich lassen, erlösen wir sie. Uns selbst aber wird der Umgang mit der Welt, das Erleben und Erleiden derselben in dem Maße heiligen, als wir im Gebrauch der Dinge und im Verzicht auf sie, in der Freude und der Mühsal der Arbeit, im Herrschen und im Dienen, im Versuchtwerden durch die Welt und in ihrer Bewältigung die Geheimnisse des Lebens Jesu durch die innere Verbundenheit mit ihm erneuern. Man muß das erst tausendmal eingeübt und realisiert haben, ehe das gläubige Bewußtsein davon geformt und erfüllt ist. Dann aber ist auf einmal die vorher gott-lose und gott-ferne Welt voller Geheimnisse; auf all ihren Straßen und in all ihren Räumen begegnet dem Christen der Vater, der seinen Sohn in die Welt sendet, der Sohn, der die Welt erlöst, und der Heilige Geist, der sie heiligt.

Damit schließt sich der Kreis der ersten Frage, in welcher Weise die säkularisierte Welt dem Laien-Christen als Problem und als Aufgabe gegenübersteht. Das Auseinanderfallen von Kirche und Welt, das heute seinen Höhepunkt erreicht hat, birgt für das christliche Leben in der Welt große Gefahren, enthält aber auch christliche Möglichkeiten und fordert einen neuen Typ von Frömmigkeit. Dem (Welt)-Christen ist es aufgegeben, Gott, Christus und die Kirche in der Welt wieder anwesend zu machen und damit nicht nur die gott-lose Welt *in sich* zu heiligen, sondern sie auch für den Menschen, der mit ihr umgeht und an ihr arbeitet, heilbringend zu machen. Damit sind wir aber auch zugleich beim zweiten Teil unserer Untersuchung. Erschwert nicht die technische und technisierte Welt von heute diese Aufgabe noch einmal um ein weiteres? Das tut sie in der Tat. Aber auch hier wird es sich nicht nur

darum handeln, Schwierigkeiten aufzuzeigen, sondern auf neue Möglichkeiten hinzuweisen und dadurch der Frömmigkeit neue Impulse zu geben.

II.

Worin besteht denn die Eigenart der technischen und technisierten Welt, von der hier die Rede ist? Sie ist offenbar das Ergebnis der neuzeitlichen Technik. Wir werden sie also nur vom Wesen der Technik her verstehen. Beim Wort Technik schwingt für uns ein Gegensatz zum Begriff der Natur mit. Das technisch Gefertigte steht im Gegensatz zum organisch Gewachsenen. Die Natur ist etwas Lebendiges (auch der Stein ist in diesem Sinne lebendig), die Technik etwas Starres, Totes. Für unser Empfinden herrscht sogar etwas Feindseliges zwischen beiden Bereichen. Denn die Technik zerstört die Natur, sie greift gewaltsam in die Natur ein, fordert sie im Hinblick auf die in ihr ruhenden und verborgenen Kräfte an. Das Ergebnis der Technik ist das Werkzeug, das Gerät, die Maschine, der Apparat. In ihnen ist Energie verwandelt und gespeichert; sie dienen als Mittel zur Sicherung und Erleichterung des menschlichen Lebens und zur Befriedigung unserer Bedürfnisse. Ursprünglich ist die Technik auf Erfindung, Konstruktion und Anfertigung von etwas Einzellnem ausgerichtet. Mit der Vervollkommenung und Verfeinerung ihrer Methoden, der größeren Mannigfaltigkeit, Differenziertheit und Verflechtung ihrer Objekte werden dann ganze Bereiche des Technischen geschaffen, z. B. eine Fabrik, ein Kraftwerk, ein Eisenbahnnetz. Schließlich wird die Methode der Technik auf alle Gebiete des menschlichen Lebens ausgedehnt. So wie die naturwissenschaftliche Methode im 19. Jahrhundert auf alle Wissenschaften angewandt wurde, so beherrscht allmählich auch die technische Methode das ganze Leben. Hier handelt es sich dann nicht mehr um die Hervorbringung von etwas Neuem, sondern um Mechanisierung und Organisation. So werden nicht nur Verkehr und Wirtschaft, sondern das gesamte menschliche Zusammenleben, ja selbst Kultur und Wissenschaft organisiert. Die unüberschaubar gewordene Vielfalt des Lebens soll nach ihrer mechanisierbaren Seite um ihrer leichteren Bewältigung willen einheitlich ausgerichtet und zusammengefaßt werden. Im Endergebnis ist die ganze Welt eine gewaltige, hochkomplizierte und krisenempfindliche Apparatur geworden, die eine relative Unabhängigkeit von ihren Initiatoren erlangt hat, und deren Leben darin besteht, daß sie funktioniert. Ihr Lebenszentrum ist darum das Büro. Wie eine dichte Asphaltdecke zieht sich so die Welt der Technik über die Natur, als eine gleichsam zweite, künstliche Natur.

Die Rückwirkungen der technischen und technisierten Welt auf den Menschen sind gewaltig. Man spricht geradezu vom technischen Menschen unseres Zeitalters. Überall trifft er auf die Technik: auf Ver zweckung, Versachlichung, Genormtes, und auch er selbst ist in den großen Versachlichungsprozeß einbezogen. In dieser Sicht wird er nicht mehr als lebendige, individuelle, personale Einheit angesprochen, sondern nur noch in bezug auf Einzelfähigkeiten, als Typ und als Funktionär. Er reagiert dementsprechend und denkt vielfach nur noch in technischen Kategorien und in vorgegebenen Schemata, nicht mehr ganzheitlich, personal und individuell. Er sieht nichts Lebendiges mehr, keinen Wachstumsvorgang, sondern nur noch Material und Gebrauchsfertiges. Von wenigen Forschern, Erfindern und Konstrukteuren abgesehen, entwirft und gestaltet er nicht mehr, sondern bedient nur noch und gebraucht. Alles

scheint herstellbar. Das Leben verspricht leicht und mühelos zu werden. Solange der Mensch nur in der technischen Schicht der Welt denkt und lebt und falls er sie beherrscht, ist ihm ein eigentümliches Selbstbewußtsein und eine beeindruckende Sicherheit eigen. Aber diese täuschen. Zu Unrecht überträgt er sie auf das Lebensganze. Er geht über eine dünne Eisschicht, deren Untergründigkeit er nicht kennt. Das Eis bricht immer wieder durch und der Abgrund gähnt. Der Mensch reicht tiefer als die Welt des Technischen. Im Seelischen kommt man mit gelernten Handgriffen nicht mehr aus und „der Umgang mit Menschen ist anders als mit Apparaten, Stoffen, Maschinen“ (F. Dessauer). Der Rückschlag ist darum unvermeidlich. Es kommt zu ernststen Lebensschwierigkeiten und tiefgreifenden Kontaktstörungen, die das seelische Gleichgewicht aufheben. Neben einem gesteigerten Selbstbewußtsein findet man ein erschreckendes Minderwertigkeitsgefühl, neben der zur Schau getragenen Sicherheit eine nur schlecht verdeckte Unsicherheit und Lebensangst. Der Verkümmierungsprozeß des inneren Menschen, die Vereinseitigung und Verengung seines Bewußtseins, die das technische Zeitalter mit sich gebracht hat, sind nur zu offenkundig.

Trotzdem wird der Christ die Technik und die technisierte Welt als solche nicht verdammen. Er wird sie nicht einmal als neutral, als indifferent hinstellen. Er betrachtet sie vielmehr zunächst als eine notwendige und unausweichliche Entwicklung, die mit dem Schöpfungsauftrag gegeben ist, und sieht in ihr darum auch Möglichkeiten für echte menschliche Bildung. Der tägliche Umgang mit der Technik und der technischen Welt erzieht den Menschen zur Präzision, zur Zuverlässigkeit, zur Hingabe, zum Dienen und zur Verantwortung. Sein Handeln muß sich den „Gesetzen“ der Natur und des technischen Gerätes anpassen; er selbst muß sich dem gemeinsamen Werk unterordnen. Er kann nicht nach Willkür und eigenem Gutdünken vorgehen; es würde sich sofort rächen. Die Erfahrung, das Experiment, das Sehen und Betasten, das Messen und Wägen ist darum für ihn der stete Ausgangspunkt für sein Tun, und auch das Können, die Leistung, den Erfolg kann man sehen und kontrollieren. In all dem erkennt der Christ etwas Gottgewolltes. Hinter dem Werk zeigt sich ihm der Schöpfer aller Dinge. Werktreue bedeutet ihm darum Treue zum Schöpfergott. Man kann nun beobachten, daß der Mensch des technischen Zeitalters ähnliche Grundsätze auch in seinem geistigen und religiösen Leben anwendet. Darin liegen gewiß mancherlei Gefahren. Wie viele glauben darum nicht mehr, weil sie Gottes Gegenwart und sein Wirken nicht handgreiflich vor sich sehen, und beten nicht mehr, weil sie in ihren Bitten nicht erhört wurden. Wie in der Welt der Technik, so möchten sie auch im Glauben experimentell erfahren. Aus der gleichen geistigen Haltung heraus kontrollieren sie gern bei anderen Christen, ob ihr tägliches Leben, ihr tatsächliches Handeln auch mit ihrem Glaubensbekenntnis übereinstimmt. Aber diese Haltung bestimmt auch in guter Weise die neuzeitliche Frömmigkeit. Wir begnügen uns heute nicht mehr mit bloßer Gesinnungsethik. Wir mißtrauen unseren Gebeterfahrungen, wenn sie sich nicht in sehr handfesten Taten äußern. Wir sind bescheidener geworden in der Art und Weise der Verkündigung, weil wir um unsere eigenen Schwächen ehrlicher wissen. Wir wagen als Priester nicht mehr so einfach Forderungen zu stellen, wenn wir sie nicht zuvor selbst zu erfüllen versuchten. Nach den vielen Worten, die in den vergangenen Jahrzehnten über höchste

Dinge des geistlichen Lebens, über „Mystik und Poesie“, über liturgische und sakramentale Frömmigkeit, über Methoden und Stufen des Gebetes gesprochen wurden, wissen wir wieder mehr um den Wert des kleinsten Werkes der Nächstenliebe, und selbst das Fasten und die im täglichen Leben geübte Aszese beginnen auch in weiteren Kreisen wieder in ihrer Bedeutung erkannt zu werden. Was aber das Verlangen des heutigen Christen nach realer Erfahrung des Glaubens angeht, so ist auch das im Grunde zu Recht bestehend. Der Glaube ist für uns wieder mehr als ein bloßes Annehmen der geoffenbarten Wahrheiten. Wir wissen wieder um das Wirken und die Regungen des Heiligen Geistes in der Seele, dort, wo ein wirklich geistliches Leben geführt wird. Wir machen wieder ernst mit dem Satz, daß die Gnade die anfängliche Glorie sei. Für uns „hat die Zukunft schon begonnen“. Das alles ist so beglückend, daß wir ohne diese Erfahrungen des hier und jetzt in uns gegenwärtigen und wirkenden Gottes, ohne das lebendige Wissen um die Gegenwart des Herrn unter uns, das heutige Leben mit all seinen Belastungen gar nicht mehr gläubig bestehen könnten.

Ist damit aber schon alles zur Frage gesagt, wie der Christ der Technik begegnen solle? Sind damit schon die Gefahren der technisierten Welt, von denen oben die Rede war, überwunden? Nein, aber es galt doch zunächst einmal das Positive herauszustellen, um der Technik einen ersten Sinn abzugewinnen. Man ist damit vorurteilsfreier und bereiter zu sehen. Pessimistische Stimmen hören wir genug. Eine positive Einstellung zur Technik ist um so wichtiger, als man ihrem nivellierenden und ertötenden Einfluß nicht dadurch entgeht, daß man sie flieht. Wer kann das schon, außer ein paar beschaulichen Ordensleuten und einigen Gelehrten oder Naturliebhabern, die das notwendige Geld haben oder bedürfnislos genug sind, um sich ein Tuskulum einzurichten? Dem Sog der Technik, dem in der heutigen Welt jeder tausendfach ausgesetzt ist, wird nur der nicht verfallen, der sie beherrscht, der über ihr steht. Das aber setzt zweierlei voraus: einmal, daß man über die technische Apparatur der Welt, soweit sie für den eigenen Lebensbereich unumgänglich ist, verfügt, daß sie sozusagen gekonnt ist, und zweitens, daß sie in keinem Punkt zum Ziel und Inhalt des menschlichen Lebens wird. Sobald das letztere der Fall wäre, sobald z. B. das Motorrad, das Auto, der Fotoapparat, der Eisschrank, das Radiogerät oder auch das Managen, die Organisation, der Betrieb so sehr das Bewußtsein beherrschen würde, daß sich dahinter keine andere Welt mehr entfalten könnte, wäre man schon in den Sog der Technik geraten, zu ihrem Funktionär geworden. Überall dort, wo die Technik ihres Mittelcharakters entkleidet wird und die eigentliche Welt des Menschen (sei es wertmäßig, sei es auch nur tatsächlich) bedeutet, ist dieser in seinem Menschsein entthront. Ob einer also der Technik ohne Verlust seiner Freiheit und seiner Würde begegnet, hängt entscheidend davon ab, von welcher Kraft des Geistes und des Herzens er erfüllt ist, welches seine innere Welt ist und ob er überhaupt eine solche hat, die diesen Namen verdient. Je selbstverständlicher ein Mensch von innen her lebt, je mehr seine Ideale außerhalb und oberhalb der technischen Apparatur liegen, um so ungefährdeter kann er sich der Welt der Technik bedienen. Dann aber *soll* er sich ihrer auch bedienen, ohne Scheu und Vorurteil. Er soll sie sogar, soweit sie für seine eigenen Lebensziele, die humanen und die christlichen, von Nutzen sind, möglichst vollkommen beherrschen. Leider ist es meist

so, daß diejenigen, die es in der Beherrschung der technischen Welt zur Vollkommenheit gebracht haben, keine sehr innerlichen Menschen sind, und umgekehrt diese sich vielfach im Umgang mit der Welt der Technik schwer tun. Das zeigt, wie sehr Technik und Geist in Spannung zueinander stehen. Für den Christen ein Grund mehr, sich in technischen Dingen zu üben, um die heutige Welt nicht den Robotern der menschlichen Gesellschaft zu überlassen.

Damit sind wir bei einem der entscheidendsten Punkte in der Frage der menschlichen Bewältigung der Technik, nämlich beim Moment der Übung. Rein theoretisch kann das Problem nicht gelöst werden; es muß die Übung dazu kommen. Genauer gesagt handelt es sich um eine zweifache Übung: Einmal müssen die „technischen Handgriffe“ (im weitesten Sinn) eingeübt werden; ebenso aber und zu gleicher Zeit muß der sich Übende auf der Hut sein, daß er nicht (ohne es vielleicht zu merken) dem technischen Apparat verfällt, und auch das geschieht wieder nur durch Übung, durch eine Übung leib-seelischer Art. Letztlich geht es darum, daß der Geist die Technik durchdringt (in etwa auch umgekehrt!), daß das technische Tun beseelt wird. Wie geschieht das im einzelnen? So wie die Bedienung einer Maschine oder eines Instrumentes erst dann vollkommen geworden ist, wenn die Handgriffe unbewußt geschehen, so muß auch die Handhabung der technischen Verfassung der Welt so gelingen, daß diese ins Unterbewußtsein absinkt. Das besagt für den sich-Übenden, daß er einerseits genau hinschauen muß, was er tut, sonst würde die Maschine nicht funktionieren oder er selbst käme zwischen die Räder. Andererseits darf er wieder *nicht* genau hinschauen, um das Ganze nicht aus dem Auge zu verlieren. Für das tägliche Leben bedeutet das die Forderung nach einer neuzeitlichen Aszese der Sinne. Ich muß sehen können, ohne zu sehen, und hören können, ohne zu hören, ich muß mich öffnen und verschließen, muß dieses ergreifen und jenes lassen können. Der Sinn dieser Aszese ist die Beherrschung der technischen Apparatur der Welt, damit der Geist frei wird für die hinter den technischen Strukturen liegende und verdeckte Welt des Menschen. So wie erst die volle Beherrschung einer Maschine deren Gestalt frei gibt und mir die Sinnesfassung meines Tuns ermöglicht, so ermöglicht mir auch erst die Aszese der Sinne, in einer humanen Welt zu leben und den Sinn meines Lebens zu verwirklichen. Daß diese Aszese für den Christen zugleich seine religiöse und christliche Lebensaufgabe zum Ziel hat, ist selbstverständlich, ja von dorthier erhält sie erst ihren ganzen Umfang und ihren eigentlichen Sinn, von dort bezieht sie auch besondere Antriebe. Auf die Dauer wird der Mensch nur dann die hier beschriebene und geforderte Aszese übernehmen und nur dann wird er sie mit Erfolg handhaben, wenn schon vorher eine geistige und religiöse Welt da ist, die es zu bewahren und zu entfalten gilt, – wenn er menschliche und christliche Ideale hat, die er in seinem Leben zu verwirklichen sucht. In diesem Zusammenhang spricht man heutzutage gern von Techniken des geistigen und religiösen Lebens, die wie die Aszese der Sinne dazu dienen, die innere Welt des Menschen inmitten der technischen Atmosphäre unserer Zeit zu erhalten und zu pflegen. Darunter versteht man bestimmte Übungen wie die Vorstellung eines Bildes, das (innere) Aussprechen eines Kernwortes oder eines Gebetes, die den Menschen vor allem Sich-Verlieren an die äußeren Dinge bewahren und ihn immer wieder zu sich selbst, in die Welt des Humanen und die Welt Gottes zurückführen sollen. Techniken heißen diese Übungen

wegen ihrer Wiederholbarkeit und wegen der Mechanisierung seelischer Vorgänge. Der Grund für solche Übungen liegt in der leib-seelischen Verfassung des Menschen; der Geist braucht in der verwirrenden Vielfalt der Eindrücke, die täglich auf ihn einstürmen, gleichsam eines Geländers, an dem er sich festhalten kann, um nicht ins Schweifen zu geraten. Die christliche Frömmigkeit kennt schon längst diese Art, sich in der Sammlung zu bewahren; sie hat einen ganzen Reichtum solcher Techniken erfunden. Man braucht sich nur an das Tragen einer Medaille oder eines Skapuliers oder auch an das Gleiten der Perlen des Rosenkranzes zu erinnern. Heute sind wir durch die technische Struktur unserer Zeit, die für den inneren Menschen eine große Belastung darstellt, ganz von selbst wieder auf ähnliche Praktiken gekommen. Man kann darum sagen, daß die Technik selbst uns wieder Mittel und Wege an die Hand gibt zu ihrer menschlichen Bewältigung.

Sehr viel grundlegender als die Aszese der Sinne und die Techniken des geistigen und religiösen Lebens ist für uns heute allerdings noch eine andere Übung, nämlich die der Muße und der Kontemplation. Aus ihr erhalten jene erst ihren Sinn und ihre Kraft. Muße und Kontemplation sind in unserem Leben nicht mehr selbstverständlich. Sie haben darin keinen natürlichen Ort mehr und müssen darum eigens eingeübt werden. Der Bauer, der noch besinnlich über sein Feld schritt und das Korn in die Furchen warf, meditierte ganz von selbst, und die Mutter, die ihr Kind wiegt, tut es vielleicht heute noch. Aber wie selten sind solche Gelegenheiten in unserer mechanisierten Welt geworden! Weder unser Beruf noch unser häusliches Leben bieten genügend Möglichkeiten zur Entspannung und lassen darum den Menschen noch zu sich selbst kommen. Die Gestaltung des eigenen Lebensbereiches und der Rhythmus des Alltags sind weitgehend der freien Entscheidung des einzelnen entzogen; er ist in einem fort eingezwängt zwischen Notwendigkeit und Verpflichtung. Je weniger der Mensch dadurch aus einer inneren Einheit und aus einer personalen Tiefe heraus lebt, um so weniger verfügt er auch über seine äußeren und inneren Sinne; sie laufen ihm davon und treiben mit ihm ihr Spiel. Daher das Unstete und die ständige Unruhe des seelischen Ablaufs, die schnell wechselnde Reaktion. Im Grunde kann er gar nicht mehr richtig sehen und unvoreingenommen hinhören. Er muß es erst wieder lernen. Er muß wieder besinnlich und mit Anteilnahme des ganzen Menschen, mit seiner Person etwas betrachten können, um seine Gestalt zu erfassen und in sich aufzunehmen, seine Individualität und sein Wesen. Man sollte darum neben seiner beruflichen Arbeit eine Lieblingsbeschäftigung haben, die Gartenarbeit, das Sammeln von Bildern oder Marken, einen Plattenspieler, der einem die Möglichkeit gibt, die Musik auszuwählen – irgendein hobby, das nicht nur ablenkt, sondern auch erfüllt. Das bedeutet nicht nur eine Pflege und Schulung der äußeren Sinne, sondern auch eine Bereicherung des inneren Menschen, eine Anfüllung der Seele mit Bildern. Ohne solche Bilder verkümmert die Seele, und das ist heute weitgehend der Fall. Der Mensch hat keine innere Welt mehr, die er anschauen kann. Er hat darum auch keine Einfälle mehr, keine Intuition; er vermag nicht mehr zu gestalten. Die Phantasie kann dabei durchaus sehr rege sein, aber sie wuchert, sie schweift umher, sie wird rein passiv von äußeren oder inneren Eindrücken bestimmt und läßt sich treiben, ist aber selbst nicht mehr produktiv und nicht mehr vom Geiste beseelt.

Die Pflege der Sinne und der Phantasie ist dann auch die Vorbedingung für die religiöse Kontemplation, für das meditierende Gebet. Sie liefern dazu das nötige Rüstzeug. Denn auch hier soll zunächst angeschaut werden, und hier mit noch viel größerer Anteilnahme und Hingabe. Der Mensch muß das Wort Gottes wieder hören lernen, ganz neu und so, als sei es hier und jetzt zum ersten Mal gesprochen. Leider ist das, was wir das betrachtende Gebet nennen, sowohl in der praktischen Durchführung wie auch nach den Büchern zu urteilen, die sich Betrachtungsbücher nennen (auch in jüngster Zeit hat sich daran noch nicht viel geändert), allzu sehr eine Sache des Verstandes, des bloßen Nachdenkens geworden, weniger aus Prinzip als tatsächlich, aus dem oben genannten Mangel an einer inneren Bilderwelt. Dort, wo die Betrachtung noch regelmäßig geübt wird, also vor allem in den Klöstern, wird darum häufig über innere Leere, über Unergiebigkeit und Zerstreuung geklagt. Das zeigt, wo eigentlich angesetzt werden müßte. Gewiß nicht bei der Heranführung neuer Stoffmassen, so sehr eine biblische, kultisch-liturgische und theologische Vertiefung den meisten Betrachtungsvorlagen zu wünschen wäre. Mit Freude und nachhaltiger Wirkung geübt wird das betrachtende Gebet erst dann wieder, wenn es als ganzheitliche Übung, die alle Kräfte des Menschen in Anspruch nimmt, und in seinem vom Anschauen bis zur Einigung fortschreitenden seelischen Ablauf begriffen und vollzogen wird. Vor allem der Laie wird darum neu und sorgfältig in die Kunst des betrachtenden Gebetes eingeführt werden müssen. Und wie notwendig wäre es gerade für ihn, daß es mehr geschähe! Ob sich genügend Priester dafür bereit finden und noch mehr – dazu überhaupt in der Lage sind? Hier würden jedenfalls die tiefsten und eigentlichen Grundlagen gelegt, um das heutige, von der Technik geprägte und bedrohte Leben wieder menschlich und christlich zu leben.

Der kontemplative Mensch sieht weniger, aber auch mehr als der Zerfahrene, der sich einfach dem nächstliegenden Eindruck überläßt und von tausend Dingen hin- und hergezogen wird. Er sieht tiefer. Er entdeckt auch in der technischen Welt Schönheiten, die dem anderen ewig verborgen bleiben. Er hat ein Auge für Formen, für Gestalt, für Sinnzusammenhänge, und bisweilen ist er mit seiner Maschine, seinem Gerät so vertraut und so eng verbunden, daß sie zur Verlängerung seines Armes werden und ihn der Natur wieder näher bringen. Hier liegen Möglichkeiten der Entwicklung, die wir noch nicht überschauen. „Die Maschine in ihrer höchsten Vollendung wird unauffällig . . . Erst wenn aus unseren Geräten jede sichtbare Spur der technischen Bearbeitung geschwunden ist, und wir sie so natürlich und selbstverständlich wie vom Meer gerundete Kieselsteine ergreifen, wird man langsam vergessen, daß es sich um so etwas wie eine Maschine handelt . . . Die Aufmerksamkeit wird nicht mehr vom Werkzeug verschlungen, sondern wir vermögen durch es hindurch wieder die alte Natur zu entdecken, die Natur des Gärtners, des Seefahrers, des Dichters“ (Saint-Exupéry). Man wird einwenden, das sei – jedenfalls in unserem Stadium der technischen Entwicklung – nur in seltenen Fällen realisierbar, sehr oft gäbe der komplizierte Mechanismus die Gestalt nicht frei und den meisten Arbeitsprozessen (noch viel mehr trifft das für die technische Welt als Organisationssystem im ganzen zu) sei wegen ihrer Detaillierung und Mechanisierung kein rechter Sinn mehr abzugewinnen, da sie den Menschen zu ihrem Funktionär degradiert hätten. Aber auch hier hat der Kontemplative noch Möglichkeiten, das

scheinbar sinnlos gewordene Leben menschlicher zu sehen und zu gestalten. Da er sich nicht in den großen Versachlichungsprozeß der Technik einschmelzen läßt, sondern sein personales Leben bewahrt, sieht er hinter allen technischen Strukturen unserer Zeit als das Eigentliche den Menschen und noch tiefer Gott; beides gehört für den Christen zusammen, denn „wer Gott liebt, liebt auch seinen Bruder“ (1 Joh 4, 21). Die Welt des Kontemplativen ist die Welt der Person. Von daher erhält sein Leben in jedem Fall Sinn und sogar Reichtum und Fülle. Nicht nur in der Familie und im persönlichen Bekanntenkreis, auch in der Nachbarschaft, die sehr oft schon Fremde bedeutet, im Betrieb und im Büro kann man für den leidenden und vereinsamen Menschen da sein. Durch tausend kleine Dinge vermag man ihm seine Aufmerksamkeit und Hilfe zu schenken. Noch mehr aber wird der Kontemplative „in allen Dingen Gott finden“, an allen Orten Ihm begegnen und in allen Ereignissen Ihn am Werke sehen. Es gibt da rein gar nichts, das ihn nicht mit Gott in Verbindung bringen könnte, das Frohmachende und das Leidvolle, das Helle und Durchschaubare ebenso wie das Rätselhafte und Unentwirrbare. Das gibt seiner Frömmigkeit ein betont personales Gepräge. Es geht ihm nicht in erster Linie um die Erfüllung einer Ordnung, sondern um den Dienst für den personalen Gott, und Vollkommenheit sagt ihm nicht so sehr eine objektive Größe, die Fülle aller Tugenden, als vielmehr die wachsende und nie zu Ende kommende Liebe zum himmlischen Vater, zu Christus dem Herrn und seiner heiligsten Mutter, zu den Brüdern und Schwestern als den Geschwistern Christi. Eine solche Schau macht vielleicht die Welt des heutigen Christen – wenn er wirklich ein solcher ist – trotz der mannigfachen Belastungen seines Lebens reicher und gefüllter, als das in früheren Zeiten der Fall gewesen sein mag.

Versucht man einmal, die hier geforderte Haltung für den Christen unserer Zeit, der von einer technischen Welt umgeben und in sie eingetaucht ist, kurz und präzise zu umschreiben, so wird man kaum einen besseren Ausdruck dafür finden als jene Formel, mit der ein Vertrauter des hl. Ignatius von Loyola die geistige und religiöse Haltung kennzeichnete, die dieser in seinem Orden verwirklicht sehen wollte, nämlich „contemplativus in actione“, beschaulich im Tun. Daß der Mensch nur durch die Beschauung zu seinem eigentlichen Wesen und zur Vollendung komme, ist alte griechische Lehrweisheit. Das Christentum hat diese Weisheit nur übernommen und vertieft. Die Formel des letzten der großen Orden der Kirche setzt nun einerseits diese Tradition fort, führt sie andererseits aber erst zu ihrer christlichen Fülle. Nicht nur die Muße, die Philosophie, christlich gesprochen das Gebet ermöglichen die Beschauung, auch die Arbeit kann zu einer Weise der Beschauung werden, falls sie nur zur Ehre Gottes und in seinem Auftrag geschieht und das Leben Christi, das ein Leben der Arbeit war, fortsetzt. Darum kann Ignatius den jungen Mitbrüdern, die sich noch in der Ausbildung befanden, schreiben: „Wenn Ihnen auch das Studium nicht Zeit zu langem Beten läßt, so können Sie viel durch das Verlangen ausgleichen: indem Sie alles nur für den Dienst Gottes tun, machen Sie aus allem ein Gebet“. Das ist sehr bedeutsam. Davon ist auch der homo faber unseres technischen Zeitalters betroffen. Lange Gebetszeiten stehen ihm im allgemeinen nicht mehr zur Verfügung. Dennoch kann er ein betender Mensch sein, kann er beschaulich sein mitten im Tun.

Zusammenfassend kann man Haltung und Frömmigkeit, wie sie vom heutigen Christen der säkularisierten und technisierten Welt gegenüber gefordert sind, folgendermaßen charakterisieren: es eignet ihnen eine richtig verstandene Welthaftigkeit, Nüchternheit, Wirklichkeitssinn, Aufgeschlossenheit und Anpassungsvermögen, aber auch eine besondere Innerlichkeit, ja Beschaulichkeit, eine beglückende Gegenwartsnähe Gottes und des Erlösungswerkes in Christus; das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit wird ausgeglichen durch das Bewußtsein der innigen Verbundenheit mit dem himmlischen Vater, mit dem Herrn, mit allen Menschen; der personale und apostolische Zug umschließt und krönt endlich das Ganze. Damit hat der heutige (Welt)-Christ eine zweifache Aufgabe – einmal in die Welt, aber auch in die Kirche hinein. Er hat Gott in der Welt wieder anwesend zu machen, er hat die Welt mit zu erlösen und zu heiligen, er hat aber auch das menschliche Antlitz der Kirche, ihre welthafte Gestalt so zu prägen, daß daraus der fortlebende Christus die Menschen unserer Zeit in ihrem Milieu und ihrer Not anspricht. Eine Aufgabe, die des ganzen Einsatzes wert ist, aber noch lange nicht genug mit Ernst und im Sinne der Kirche angepackt wird.
